



Mirko Bonné

Ausflug
mit dem
Zerberus

Schöffling & Co.

an die Reihe gekommen, Shakespeares düsterstes Stück. Dafür sei leider an dem Tag, als meine Großtante nach Pankow fuhr, keine Zeit mehr geblieben. Aber er kannte die Passage eh auswendig. Und wie hatte es sie angewidert, wenn er die Stelle aufsagte, sobald sich nur ein grün oder blau schimmernder Brummer verzückt und gierig auf dem Esstisch vor ihnen beiden niederließ. Mit dem Messer zerdrückt Marcus fröhlich eine Fliege auf seinem Teller. Woraufhin Titus zu ihm sagt, er sei ein Mörder, sein Herz habe er soeben gemordet, er solle ihm aus den Augen gehen. »Hinweg«, sagt er zu Marcus, »ich seh, du taugst für meinen Umgang nicht.« Mehrmals hat mein Großonkel seine Lieblingsshakespearestelle auch mir aufgesagt, und ein jedes Mal aufs

Neue konnte ich dabei nachfühlen, was meine Großtante überkommen haben wird: Immer habe ich mich mit Marcus, nie mit Titus identifiziert, ich fühlte mich bloßgestellt, gemäßregelt, niedergeschmettert.

Meine Mutter war mich suchen gegangen an jenem Tag, ich in dem wilden Garten hinterm Schulhof setzte einer Elster nach, wird erzählt, und drüben vorm Fenster meines Großonkels mähten die Gärtner den Gymnasiumrasen. Er setzte die Brille auf, verstopfte sich die Ohren mit Wachskügelchen, wie er es immer tat, um allein zu sein, umbrandet von einer lärmenden Galaxie, und nahm die Lupe zur Hand. Und dann, wie der Schwimmer am Atlantik, der er einmal gewesen war und der dort von den Klippen sprang mit einem wunderbar leichten

und gesunden Körper, versenkte er sich erneut in die Reproduktion eines Gemäldes, über das seine Augen schon seit Stunden hin und her gewandert waren.

Das Bild, eines von Runge, das er auch heute noch liebt, spielt für meinen Großonkel in unserem Leben eine Schlüsselrolle. Zu mir sagte er einmal, die drei Figuren darauf würden ihn ansehen, als wüssten sie alles, was er wisse. Sie hatten gelebt, waren gemalt worden, waren gestorben und waren noch als Tote und Gespenster verbrannt. Philipp Otto Runge hatte seinen Bruder, seine Frau und sich in Öl gebannt, seit Jahrhunderten lebten sie nicht mehr, doch vor fünfundsiebzig Jahren war das Bild in Flammen aufgegangen und seither unwiederbringlich verloren. Meinem

Großonkel bedeuteten die drei jedoch weit mehr. Sie waren in gewisser Weise seine Kronzeugen, die Einzigen, die dabeigewesen waren, als sein Leben in Stücke ging. Von ihnen war die Rede gewesen, als er begriff, wie es um seine Ehe stand, ein Moment, der nichts zu tun gehabt hatte mit Albert Camus und den vergeblichen Anstrengungen, gemeinsam mit seiner Frau, meiner Großtante, eine Darstellung von Camus' Leben zu Wege zu bringen, nichts mit unterschiedlichen Vorstellungen, Ansätzen, Ausführungen, den Wortgefechten und Grabenkämpfen um diese oder jene Passage in »Die Pest« oder »Der Mythos des Sisyphos«. Die eine Frage, über der sie sich schließlich entzweit und einander den Krieg erklärt hatten, die Frage nach dem Raum für

wilde Spekulationen, die Frage, ob es möglich sei, dass Camus' Tod im Januar 1960 auf einer Landstraße südlich von Paris kein Unfall war –, nicht einmal dieser chronische, unüberwindbare Streitpunkt spielte noch eine Rolle, als mein Großonkel in der Wohnung einer fremden Frau mitten in Amsterdam den Gedanken fasste, dass ihn seine eigene Frau hinterging.

Doch wie alles begann, das hat mir mein Großonkel erst sehr viel später erzählt, nämlich, wenn ich mich recht erinnere, im Runge-Zimmer der Hamburger Kunsthalle und zu einer Zeit, als ich quasi aufgehört hatte zu existieren, so absorbiert war ich von den Besuchen bei meiner Großtante in München, wohin sie gezogen war, und meinem Großonkel in Berlin, unseren